

Krieg und Politik

Autor(en): **Unsel, Wilhelm**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung**

Band (Jahr): - **(1901)**

Heft 11-12

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-803114>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

rungswürdig im Feuer, aber die Schlachten noch ganz nach asiatischer Art verstehen. Es sind auch grausame Reiter aus Indien gekommen, die von Grossbritannien hergeschickt worden. Amerika hat seine Söldner losgelassen, und als in der ersten Rachewallung gegen die chinesischen Scheusslichkeiten Italiener, Deutsche, Oesterreicher und Franzosen herkamen, war schon nichts mehr ganz.

Als ich mein Geschäft beim Etappenkommando in Ordnung gebracht hatte, blieb mir noch fast eine Stunde des Tages, die ich dazu benützte, um mich, begleitet von meinem kleinen bewaffneten Gefolge, zu einer ziellosen Wanderung in den Ruinen der Stadt anzuschicken.

Je weiter man sich vom Quartier entfernt, wo die Anwesenheit unserer Soldaten noch ein wenig Leben unterhält, desto mehr wächst mit der Einsamkeit und dem Schweigen das Grauen.

Zuerst gelangten wir in die Strasse der Porzellanhändler, der grossen Magazine, wo die Produkte der Fabriken von Kanton lagern. Nach den Tümmern der geschnitzten und vergoldeten Häuserfassaden zu schliessen, die etwa noch vorhanden, muss es eine schöne Strasse gewesen sein. Heute ist's, als ob die weit offen klaffenden Magazine Haufen von Scherben auf die Strasse ergössen. Man schreitet auf kostbarem Email, das die Erde bedeckt und unter unseren Füssen knirschend zertreten wird. Tagelang hat man wie wütend mit Stiefelabsätzen, Flintenkolben hantieren müssen, um alle diese Dinge so klein zu kriegen: die Vasen, die zu Tausenden hier vorhanden waren, die Schüsseln, die Teller, die Tassen, alles ist zermalmt, pulverisiert — zusammen mit menschlichen Ueberresten und Haaren. In einem der Höfe, in die wir gelangen, ist ein rüddiger Hund eben daran, unter dem Haufen zerbrochener Teller etwas hervorzuziehen: es ist der Leichnam eines Kindes, dessen Schädel zertrümmert und der Hund beginnt abzunagen, was von den Beinen des kleinen Toten noch übrig ist. Sonst treffen wir keine Seele in den verheerten langen Strassen, deren Zimmerwerk samt den Mauern und Dachziegeln eingestürzt ist. Raben, nur Raben lassen in dem Schweigen ihr Gekrächze vernehmen. Scheussliche Hunde, die sich an Leichnamen voll gefressen, entfliehen vor unserer Annäherung mit vollem Bauch und eingezogenem Schwanz. Kaum hie und da ein paar chinesische Herumstreifer, Leute von unheimlichem Aussehen, die jetzt noch in den Ruinen auf Plünderung ausgehen, oder aber Arme, die dem Gemetzel entgangen und jetzt, furchtsam und scheu den Häusern entlang streichend, herbeikommen, um zu sehen, was aus ihrem Häuschen geworden ist.

Man schaudert, und die leeren Häuser füllen sich mit Schatten. Sie gehen ganz in die Tiefe, diese Häuser, haben Verstecke, Reihen von Höfen, kleine Wasserbassins und melancholische Gärten. Ueberschreitet man die Schwelle, an welcher immer dieselben steinernen Ungeheuer Wache halten, so gerät man in einen endlosen Wirrwarr, indem sich das intimste chinesische Leben rührend und anmutig in der Aufstellung der Blumentöpfe, den Rabatten und den kleinen Veranden, an denen wilde Reben und Winden entlang laufen, offenbart. Da liegt Kinderspielzeug herum, eine Puppe, die jedenfalls irgend einem Kinde gehört hat, dessen Kopf man zerschmettert hat.

Alles ist verwüstet, losgerissen, zerfetzt; die Möbel sind aufgeschlitzt, der Inhalt der Schubladen, die Papiere über den Boden hingestreut, zusammen mit Kleidungsstücken, die mit Blut besudelt sind, mit ganz kleinen Damenschuhen, an denen ebenfalls Blut klebt, und da und dort erblickt man sogar abgeschnittene Beine, Hände, Köpfe und ganze Pakete von Haaren.

Dabei wuchern in etlichen dieser Gärtchen die Pflanzen, die niemand mehr besorgt, lustig über die Wege und die menschlichen Reste hin.

Krieg und Politik.

Von
Wilhelm Unselde.

In der Zeit, in der wir wirklich leben, dürfte es wohl angezeigt erscheinen, uns klar zu bleiben über die Gegensätzlichkeit der idealen Friedensbestrebungen zu der völlig realen Politik und dem Kriege. Thun wir dies, so werden wir bewahrt bleiben vor Sympathiebezeugungen, die zwar wohl ein warmes Herz bekunden, dafür aber auch keinen Hund hinter dem Ofen hervorzulocken im stande sind, soweit sich dies auf den Gang von Krieg und politischen Verhandlungen anwenden lässt.

Die Gegensätzlichkeit der idealen Friedensbestrebungen mit Krieg und Politik tritt uns in nacktester Form wohl in den Tagebuchblättern von Moritz Busch entgegen. Wir lesen da im ersten Bande, Seite 179, einen Ausspruch von dem nordamerikanischen bekannten General Sheridan über den Krieg folgendes:

„Die richtige Strategie besteht erstens darin, dass man dem Feinde tüchtige Schläge beizubringen sucht, soweit er aus Soldaten besteht, dann aber darin, dass man den Bewohnern des Landes so viele Leiden zufügt, dass sie sich nach dem Frieden sehnen und bei ihrer Regierung darauf dringen. Es muss den Leuten nichts bleiben als die Augen, um den Krieg zu beweinen.“

Wenn wir diesen Ausspruch des amerikanischen Generals, den derselbe am 8. September 1870 im deutschen Hauptquartier gethan, uns vor Augen halten, dann haben wir nicht mehr von barbarischer Kriegsweise der Engländer in Afrika zu reden, sondern die Engländer thun nur, was kriegerische Notwendigkeit erheischt. Also wird der Krieg einmal überhaupt gebilligt, von uns Friedensfreunden wird er verurteilt, dann ist Sympathiebezeugung für den unterliegenden Teil, und wird er auch noch unmenschlich bedrückt, ein Unsinn. A la guerre comme à la guerre! Ich denke nach dieser Richtung hin die idealen Friedensbestrebungen und den realen Krieg in solche Beleuchtung gesetzt zu haben, dass beide auch den blödesten Augen in ihrer Gegensätzlichkeit sichtbar sind.

Sehen wir nun auch noch nach der realen Politik. Auch hier wollen wir kurz und bündig, wieder nach den Tagebuchblättern von Moritz Busch, erster Band, Seite 203, uns belehren lassen. Wir lesen hier:

„Die Politik hat die Bestrafung etwaiger Ver-sündigungen von Fürsten und Völkern gegen das Moralgesetz der göttlichen Vorsehung dem Lenker der Schlachten zu überlassen. Sie hat weder die Befugnis noch die Pflicht, das Richteramt zu üben,

Handelsschule „Frey“ Bern

— Staatlich konzessioniert. —

Studium aller Handelsfächer u. mod. Sprachen.

Erste Vorbereitungsschule für Post-, Telegraphen- und Eisenbahn-Examen.

2

Prospekte u. Jahresberichte beim Vorsteher: **Emil Frey.**

sie hat sich unter allen Umständen einzig und allein zu fragen: Was ist hierbei der Vorteil meines Landes, und wie nehme ich diesen Vorteil am besten und fruchtbarsten wahr? Gemütliche Regungen haben auf dem Gebiete der politischen Berechnung so wenig Bürgerrecht, als auf dem des Handels. Die Politik hat nicht zu rächen, was geschehen ist, sondern zu sorgen, dass es nicht wieder geschehe.“

Moritz Busch hat diese Gedanken im Auftrage seines Chefs, des damaligen Grafen von Bismarck, in der Morgenausgabe der „Nationalzeitung“ vom 11. September in einem Aufsätze „Auf der Wilhelmshöhe“ niedergeschrieben, es kann also kein Zweifel darüber sein, dass wir vor uns haben, wie und in welcher Weise die reale Politik bis heute stets noch arbeitet, und verstehen dann auch sofort, weshalb sämtliche Staaten des Erdballs so ruhig der Entwicklung der Dinge in Südafrika zusehen, ja wir begreifen, dass vom politischen Gesichtspunkte aus die Wirren in China gerade zur rechten Zeit gekommen sind, damit die Diplomatie, durch die Sympathiekundgebungen ihrer Völker gedrängt, nicht vor eine viel schwierigere Aufgabe gestellt wurde.

„Die Politik von heute kennt noch keine gemütliche Regung, so wenig wie der Handel.“ Mit den wenigen Worten ist die ganze grosse Gegensätzlichkeit zwischen den idealen Friedensbestrebungen und der realen Politik zum Ausdruck gebracht.

Erst wenn wir uns der Gegensätzlichkeit unserer idealen Bestrebungen mit der realen Wirklichkeit völlig klar sind, werden wir uns auch vor nutzloser Kraftverschwendung zu hüten wissen, und werden wir vor allem die Klippen vermeiden können, an denen unsere Bestrebungen sofort scheitern müssten. Ich verstehe darunter, dass wir uns nicht in solchen Gegensatz mit den politischen Behörden bringen, um diese zum Einschreiten gegen unsere Thätigkeit zu veranlassen. Wohl braucht jede Idee ihre Märtyrer, allein die Märtyrer müssen auch eine genügend grosse und feste glaubensfrohe Gemeinde hinter sich haben, wenn sie als solche, und nicht als hinverbrannte Narren, gestempelt und angesehen werden sollen.

Wir stehen im direkten Gegensatz gegen die heutigen Anschauungen über Krieg und Politik, das ist wahr, und das soll überall bekannt werden. Wir glauben, so wenig wie Friedrich der Grosse, an einen Lenker der Schlachten, wir halten das geradezu für eine Beschmutzung der erhabenen Gottesidee, aber wir glauben mit Göthe, dass sich alle Schuld auf Erden rächt, dass jede blutige Saat blutige Früchte zeitigt, dass jede Barbarei neue Barbareien hervorruft, dass jegliche Roheit, auch in der sogenannten Bestrafung, neue Roheiten erzeugt, aber dass alles Gute und Edle, das nicht nur in Worten, sondern auch und besonders in Thaten in die Erscheinungswelt der Menschen und Tiere tritt, dass alles das auch das Gute und Edle, das Grosse und Schöne fördert.

Wir befinden uns im Kampf mit einer noch rohen Weltanschauung, die den Herrgott im Himmel für alle Roheiten und Erbärmlichkeiten, die unter den Menschen wuchern, verantwortlich machen will, während wir den Herrgott in unserer Brust tragen, und verlangen, dass wir die Pflicht erfüllen, um dem Guten, Edlen und Schönen, was wir bis heute erkennen, den Weg zu bahnen zu allen Mitmenschen. Uns heisst die Menschen lieben, sie nicht auf den Himmel vertragen, und ihnen dort das Gute und Schöne versprechen, sondern sie dessen, so weit immer möglich, schon auf Erden teilhaftig werden zu lassen. Mag die Politik die wirtschaftlichen Interessen der Völker wahren; aber so wenig dem Handel von heute mehr gestattet ist, Freibeuterschiffe und Raubexpedi-

tionen auszurüsten, ebenso wenig soll in Zukunft dies den Staaten gestattet sein, und wenn wir gefragt werden, wie wir dies machen wollen, so sagen wir, nicht anders als wie es die Geschäftsmänner des Handels und der Politik zu machen belieben, durch eigenartige Reklame.

Unsere Aufgabe besteht darin, den Menschen eine edlere Lebensauffassung über den Zweck ihres Daseins beizubringen. Wir wollen die rohsinnliche, vom Schlachtengott, der sich nach der Zahl der jeweiligen Gebets- oder Bussübungen auf diese oder jene Seite hinüberzuneigen bestimmen lasse, zerstören, aber dafür in den Menschen das Bewusstsein erwecken, wie sie das Göttliche in ihnen beleidigen, und bei feinerem Empfinden in tiefe Trauer versetzen, mit jedem Akte der Roheit, sei es gegen Mensch, Tier oder auch Pflanzen.

Man lache über solche Riesenaufgabe; das Empfinden, das sittlich Höhere anzustreben, wird niemand uns rauben können, und schon in dieser Empfindung liegt der ganze Lohn für unsere Thätigkeit. Nicht um Denkmäler, nicht um Würde und äussere Ehrung ringen wir; wir wissen, wir werden vergehen und verwehen, aber der Gedanke hat für uns nichts Grauererregendes, es bewegt uns auch nicht freudig, wir erkennen darin ein eisernes Gesetz, dem jeder unterworfen ist; aber Freiheit ist uns in unserem sittlichen Handeln gegeben, und das Banner dieser Freiheit halten wir hoch, und stehen festgeschart um dasselbe. Das Banner aber trägt in lichter Weise die Aufschrift: „Friede, Gerechtigkeit, Wahrheit!“

Internationales Friedensbureau in Bern.

Die Kommission des Friedensbureaus, welche sich unter dem Präsidium von Herrn Frédéric Bajer am 18. Mai in Bern vereinigt hatte, fasste unter anderem den Beschluss, die Friedensgesellschaften zu ersuchen, in Zukunft jährlich den 18. Mai als Jahrestag der Eröffnung der internationalen Friedenskonferenz im Haag festlich zu begehen. Wenn sich dieses Datum eingebürgert haben wird, soll voraussichtlich der 22. Februar, der in verschiedener Hinsicht ungünstig liegt, als Manifestationstag fallen gelassen und an dessen Stelle der 18. Mai gesetzt werden.

Die Eröffnung des X. Weltfriedenskongresses ist auf den 10. September in Glasgow festgesetzt worden. Es wurde hierfür folgende provisorische Tagesordnung aufgestellt:

1. Bericht über die Ereignisse des Jahres, soweit sie auf Frieden und Krieg Bezug haben.
2. Bericht der juristischen Unterkommission über ihre Arbeiten. (Internationales Gesetz etc.)
3. Bericht über die Arbeiten der Studienkommission über den Vorschlag Bajers betreffend eine Allianz der Neutralen für das Pacigerat.
4. Initiative in Bezug auf den Abschluss von Schiedsgerichtsverträgen zwischen einzelnen Staaten.

Alkoholfreie Weine, Bern

in Meilen b. Zürich.

Reiner Saft frischer Trauben, Aepfel, Birnen

mit vollem Wohlgeschmack der Früchte.

Bestes alkoholfreies Getränk für jedermann.

Ganz ausgezeichnet für Kinder.

3

— Prospekte und Preislisten gratis. —